

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 14 Beilage zur Gleichheit 1911

Inhaltsverzeichnis: Wirke, bilde! Von Adler. — Die Berechnungen über das Alter des Menschengeschlechts. Von Hannah Lewin-Dorsch. — Von den Eingeborenen Inner-Australiens. II. — Die Mutter als Erzieherin. — Feuilleton: Aus Charles de Costers „Till Manspiegel“.

Wirke, bilde!

Wirke, bilde! Ob im Leben,
ob im Zauberland des Scheins,
zwing des Stoffes Widerstreben,
sei mit deinem Schaffen eins.

Freu' dich, wenn es Frucht getragen!
Aber köstlicher noch bleibt
jener Tropfen Unbehagen,
der zu neuem Werke treibt!

Adler.

o o o

Die Berechnungen über das Alter des Menschengeschlechts.

Von Hannah Lewin-Dorsch.

Aber das mutmaßliche Alter des menschlichen Geschlechts herrschen unter Laien wie unter Gelehrten gar verschiedene Ansichten. Die Forscher des vergangenen Jahrhunderts, Geologen wie Prähistoriker, glaubten, wenn sie das Alter unseres Geschlechts bestimmen wollten, zu ganz ungeheuerlichen Zeitmaßen greifen zu dürfen. Der Geologe Lyell zum Beispiel und einige seiner Zeitgenossen suchten die stärkste Vergleichsgerung der sogenannten Eiszeit — aus dieser Periode kammen die ältesten damals bekannten Zeugnisse menschlichen Daseins — in einer Epoche, die zwischen 240 000 und 850 000 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung lag. Der auffallend weite Spielraum, innerhalb dessen die verschiedenen Meinungen sich bewegten, mußte schon ihre Unzuverlässigkeit zur Genüge darlun. Gabriel de Mortillet, ein französischer Urgeschichtsforscher, rechnete vom Beginn der Eiszeit bis zu unserer Zeit ungefähr 280 000 Jahre. Von dergleichen riesenhaften Zahlen wimmelte es vor einigen Jahrzehnten in den gelehrten Abhandlungen, die sich mit der Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts befaßten. — Heute ist man darin bescheidener geworden, und diese ungläublich hohen Ziffern haben bei der Gelehrtenwelt selbst wie auch beim einigermaßen bewanderten Laien den Kredit verloren. Man scheut sich nicht, einzugestehen, daß man in dieser Frage zu festen Ergebnissen in allen Einzelheiten noch nicht gekommen ist; ja, man zweifelt wohl gar, ob sich hier jemals sichere Zeitmaße werden gewinnen lassen. Jedensfalls hat die bisherige Erforschung der Urgeschichte des Menschen ergeben, daß diese in sehr weitenlegenen Zeiträumen zurückverfolgt werden muß. So dürfen wir von vornherein für die ältesten Funde, die uns vom Auftreten der Menschheit Kunde geben, nicht die genaue Zeitbestimmung erwarten, wie sie für die Geschehnisse der historischen Zeit ermittelt wird. Selbst in der Bronzezeit, die doch unserer Gegenwart schon bedeutend näher liegt als die ersten Anfänge der Menschheit, können wir nur mit Jahrhunderten so sicher rechnen wie in der eigentlichen Geschichte mit Einzeljahren; für die frühe Eisenzeit, die der Bronzezeit folgte, lassen sich vielleicht Angaben gewinnen, die bis auf Jahrzehnte stimmen. Für jene ungeheuer fernern Zeiten hingegen, da wir die ersten Spuren des Menschen antreffen, will ein Unterschied von einigen Jahrtausenden in der Angabe zweier verschiedener Gelehrter nicht viel besagen. Hier können wir zufrieden sein, wenn wir nur ganz ungefähre Zeitmaße gewinnen. Ein bedeutender Urgeschichtsforscher der Gegenwart sagt: „Es ist uns gegenwärtig unmöglich, auch nur annähernd den Zeitpunkt zu bestimmen, da die allerersten Vertreter der menschlichen Rasse sich in Europa zeigten.“ Was aber die Urgeschichte hier leisten kann, und zwar mit Zuverlässigkeit leisten kann, das ist eine relative Zeitbestimmung. Das will sagen: sie vermag zu ermitteln, ob eine bestimmte Kultur, die sie aus einer prähistorischen Fundstätte erschließt, vor oder nach einer anderen geherrscht hat. Sie hat auf diese Weise festgestellt, daß der metallischen Zeit eine vormetallische oder metallose voranging, und daß vor der Eisenzeit eine Bronzezeit herrschte; sie unterscheidet durch das Mittel der relativen Zeitbestimmung eine ältere und eine jüngere Steinzeit, und innerhalb einer jeden wieder verschiedene, oft sehr fein-

gegliederte Unterperioden. Und das kann uns am Ende auch völlig genügen, soweit es sich um die allerfrühesten Jahrtausende menschlicher Kultur handelt.

Um nun wieder zu dem Ausgangspunkt unserer Betrachtung, nämlich zum Alter des Menschengeschlechts zurückzukehren, so braucht man heute kaum mehr zu betonen, daß die Forschung sich hier nicht stützen kann auf die Sagen und Erzählungen der alten Völker, die wie Chinesen, Inder und Babylonier über das Alter ihrer Geschlechter, ihrer Denkmäler und ihrer gesamten Geschichte oft gar Wunderbares zu berichten wußten. So setzte der babylonische Geschichtschreiber Berossos (zirka 280 v. Chr.) für die Geschichte seines Landes von der Urzeit bis auf Alexander den Großen ausgerechnet 488 000 Jahre an, was ebenso phantastisch ist wie die Angaben der Chinesen über die uralte Geschichte des Reiches der Mitte. Immerhin beziehen sich unsere ältesten wirklich historischen Angaben auf China, Babylonien und Ägypten. China besaß eine Schrift etwa seit 2000 vor unserer Zeitrechnung; und für das alte Babylonien, das uns zahlreiche schriftliche Aufzeichnungen auf Tontafeln hinterlassen hat, dürfen wir den Beginn der ersten semitischen Dynastie, die über ganz Mesopotamien herrschte, mit ziemlicher Sicherheit auf das Jahr 2500 v. Chr. ansetzen. In Ägypten reicht die historische Zeitrechnung bedeutend weiter hinaus. Allerdings schwanken hier die Angaben der Forscher noch um ein bis zwei Jahrtausende. Der Forscher Glinders Petrie setzt die Regierungszeit des Menes, des ersten Königs, der über das geeinte Ober- und Unterägypten herrschte, auf 4777 bis 4715, während andere Forscher König Menes um 3300 v. Chr. regieren lassen. Aber jedenfalls läßt uns die Aufdeckung ausgebreiteter Totenstädte aus vorpharaonischer Zeit, das heißt aus der Zeit, da Ägypten noch in einzelne Stammesstaaten zerfiel, noch viel weiter in die Vergangenheit hinausblicken. Der Beginn derjenigen Kulturperiode, der diese Metropolen (Totenstädte) angehören, wird von Glinders Petrie auf ungefähr 7000 v. Chr. angesetzt. Die damalige Kultur stellt sich dar als sogenannte neolithische oder neusteinzeitliche; es ist die zweite Periode vormetallischer Kultur, in der man den Stein zu polieren und fein zu schleifen und Tongefäße herzustellen verstand; sie ist uns aus reichen europäischen Fundstätten ja sehr wohl bekannt. Daß den Trägern dieser Kultur, welche in Ägypten jene ausgebreiteten Totenstädte hinterlassen haben, auf ägyptischem Boden eine noch ältere Bevölkerung vorangegangen ist, welche den Stein noch nicht zu schleifen, sondern nur erst zuzuschlagen verstand, also eine altsteinzeitliche oder paläolithische Bevölkerung, ist durch zahlreiche paläolithische Funde, namentlich durch sehr schöne Faustkeile von der Form der auch im französischen Paläolithikum vorkommenden ganz zweifellos gemacht. Und daß diese vor der neolithischen Bevölkerung gelebt haben muß, das ist nach allen Ergebnissen der ältesten Kulturforschung ebenso sicher. Diese ägyptischen Paläolithiker können wir in die Jahre 10 000 bis 7000 v. Chr. setzen.

Das sind nun aber auch die höchsten Zahlen, die wir durch direkte Anknüpfung an historische Angaben etwa zu gewinnen vermögen. Weiter hinaus müssen wir überall die Zeitangaben für die Vorgeschichte durch andere Hilfsmittel uns zu verschaffen suchen. Vor allen Dingen können uns Geologen und Astronomen dabei helfen; und ganz besonders wichtig ist uns für diese Berechnungen die Tatsache, daß unserer geologischen Gegenwart eine Vergleichsperiode vorausging, während welcher zu verschiedenen Malen große Teile der Erde sich mit Eis bedeckten. Ganz sicher existierte der Mensch schon in dieser Vergleichsperiode, zum mindesten in deren letzter Hälfte. Gelingt es uns nun, für diese Gletscherzeit oder das Quartär, wie sie auch genannt wird, eine Zeitrechnung aufzustellen, so haben wir damit auch für den Zeitpunkt des Auftretens des Menschen etwas gewonnen. Für ihre Zeitberechnungen in bezug auf das Quartär hat die Geologie nun mancherlei Anhaltspunkte. Man betrachtet zum Beispiel die gewaltigen Anhäufungen von Schutt und Gestein, welche durch die abfließenden Gewässer der schmelzenden Gletscher in die Höhlen gewisser Gegenden transportiert und dort abgelagert worden sind; und man überschlägt, wieviel Jahrtausende notwendig gewesen sein mögen zur Anhäufung derartiger Massen. Sicher hat es dazu einer Reihe von Jahrzehntausenden bedurft. Eine genaue Zeitangabe aber kann auch der scharfsinnigste Geologe hier nicht machen, ob er nun die mächtigen Kieslager betrachtet, welche die Hochwässer einst mit sich rissen, oder die Geröllmassen, die von Flüssen und Bächen in langsamer

Kleinarbeit allmählich abgelagert worden sind. Er weiß doch im Grunde zu wenig über die Stromgeschwindigkeit der damaligen Flußläufe und über die Steilheit der Abhänge, über welche die Wasser jener Zeit dahinsluteten. Nicht viel genauer sind andere Hilfsmittel der geologischen Zeitrechnung, soweit man darauf ausgeht, absolute Zahlen zu finden. Man schließt nämlich auch wohl aus dem Grade der Verwitterung an Felsoberflächen, die von darüber hinstreichenden Gletschern poliert worden waren. Ein verständliches Beispiel dieser Art von Zeitrechnung finden wir bei Gabriel de Mortillet, dem oben schon erwähnten französischen Forscher: In Savoyen liegt ein Kalkfels, der während des Quartärs von wandernden Gletschern glatt und blank poliert wurde. Zu einer historisch bekannten Zeit wurde dieser Stein von den Römern gefunden und benutzt. Vergleicht man nun die Verwitterungsfurchen, die sich seit der Römerzeit auf dem Felsen gebildet haben, mit jenen Furchen, die seit der Zeit der Polsterung durch Gletscher entstanden sind, so ergibt sich ein Verhältnis von etwa 3 zu 1000. Vom Ende der letzten Vergletscherungsperiode bis zur Römerzeit müssen also gut 880mal mehr Jahre verfloßen sein, als von da bis auf unsere Tage.

Man hat ferner auch die Hebung und Senkung der Küsten, die Bildung der Torfschichten, die Anhäufung der Schuttkegel vor den Flußmündungen und noch manches andere mit mehr oder weniger Geschick zu verwerten gesucht, um für die früheste Urgeschichte des Menschen absolute Zeitbestimmungen zu gewinnen. Zweifellos decken ja auch derartige Betrachtungen oft recht interessante neue Tatsachen auf, aber sie beruhen durchweg nicht auf Grundlagen, die für alle Zeiten und Verhältnisse die gleichen wären. Ihre Ergebnisse können deshalb nicht als zuverlässig im streng wissenschaftlichen Sinne ausgegeben werden. Ernste, vorsichtige Forscher rechnen heute seit der letzten Eiszeit, indem sie alle Umstände in Rechnung ziehen und auch die möglichen Fehlerquellen in weitgehendem Maße berücksichtigen, im Durchschnitt 15000 bis 20000 Jahre, und für die Gesamtdauer der Eiszeit annähernd 100000 Jahre. Diese Zahlen aber wollen, wie gesagt, kein genaues Resultat geben, sondern nur einen ganz ungefähren Begriff von den Zeitmaßen der letzten geologischen Perioden. Hinter den ungeheuren Ziffern, mit denen man vor einigen Jahrzehnten gern um sich warf, stehen sie, wie man sieht, um ein Erhebliches zurück.

Ob nun das erste Auftreten des Menschengeschlechts in die erste oder in die zweite Hälfte des Quartärs fällt, oder ob es gar in eine noch frühere Zeit der Erdgeschichte zu verlegen ist, nämlich in das sogenannte Tertiär, wie heute auch von namhaften Anthropologen und Prähistorikern behauptet wird — diese Frage ist noch ganz ungelöst und wird viel umstritten. Erschwerend für die Klärung unserer Frage kommt hinzu, daß man sich zunächst noch durchaus nicht überall darüber einig ist, von wo ab man irgend einem Wesen in der Reihe unserer Vorfahren den Namen „Mensch“ beilegen soll. Der Anthropologe legt da andere Maßstäbe an als der Ethnologe. Und wo der Ethnologe vielleicht glaubt, einen Menschen vor sich zu haben, da verweigert noch der Historiker diese Bezeichnung. Welches eigentlich das unweigerliche Kennzeichen des Menschen sei, darüber können wir heute noch unter Gelehrten allerlei Diskussionen vernehmen. Man führt da verschiedenes auf: die Sprache, das Werkzeug, die Benutzung des Feuers. Aber zu den beiden ersten ist sogleich zu sagen, daß sie in ihren Keimen auch deutlich beim Tiere vorhanden sind. Und wann das Feuer zuerst von einem lebenden Wesen benutzt wurde, das ist heute wohl gar nicht mehr festzustellen. Schwerlich wird die älteste Feuerstelle, die wir irgendwo entdecken, uns nun auch gerade den ältesten oder ersten Menschen anzeigen. Es ist eben der Mensch nicht an irgend einem Orte und zu irgend einem Zeitpunkt plötzlich fertig auf der Bildfläche erschienen, sondern er hat sich in langsamer Stufenfolge aus niedrigeren Formen heraus entwickelt. Die Entscheidung, wo wir zum erstenmal ein Lebewesen als „Mensch“ ansprechen wollen, wird daher immer etwas Willkürliches an sich tragen. Einen berühmten, nahe bei Heidelberg gefundenen Unterkiefer nennt zum Beispiel der Anthropologe „das älteste bis jetzt gefundene Dokument vom Menschen selbst“. Er muß aber zugleich bekennen, daß der Träger dieses Unterkiefers wohl noch keine artikulierte Sprache besessen haben könne. Der Ethnologe, der unter den Kennzeichen des Menschen die Sprache fordert, wird somit den einstmaligen Besitzer dieses Unterkiefers nicht als Mensch gelten lassen. Und der Historiker Eduard Meyer spricht sogar dem Skelet von Le Moustier, das mit Beigaben von Werkzeugen, wie es scheint, absichtsvoll und sorgfältig bestattet ist, das Attribut „Mensch“ ab. Der Belgier Rutot und seine Anhänger glauben Menschen nachgewiesen zu haben, wo immer sich die sogenannten Colithen finden, das sind auf roheste Weise bearbeitete oder Spuren absichtlicher Benutzung tragende Steine, wohingegen

der Ethnologe Hörnes den Menschen als Träger der Colithenkultur erst anerkennen will, wenn man ihm gleichzeitig auch Feuerstellen aus denselben Fundschichten beibringt. Und er scheint uns mit seiner Forderung darin recht zu haben. Man sieht, die Sache liegt nicht so klar und einfach, wie mancher etwa glaubt, wenn man daran gehen will, das erste Auftreten des Menschen zu bestimmen. Hier gibt es noch vieles aufzuhellen; und trotz der großen Errungenschaften der modernen Wissenschaft sind wir über wichtige Punkte noch im Dunkel.

o o o

Von den Eingeborenen Inner-Australiens.

Nach Spencer und Gillen „The Native Tribes of Central Australia“.

II.

Die Zahl der Eingeborenen Inner-Australiens hat in den südlichen Teilen dieses Gebietes, wo sie seit langem mit den Weißen in Berührung stehen, reißend abgenommen, und ihre Reste sind nur klägliche Vertreter der Klasse, die ihre alten Sitten und Gebräuche ganz oder fast ganz verloren haben. Das gleiche Schicksal wird mit dem weiteren Vordringen der Weißen in verhältnismäßig kurzer Zeit über die übrigen Stämme hereinbrechen, die bis jetzt noch das Glück hatten, weit genug von deren Siedlungen entfernt zu leben. Der weiße Siedler mag noch so menschenfreundlich gesinnt sein, seine Ankunft bringt mit einem Schläge und mit Notwendigkeit ein Element der Störung in die Lebensbedingungen des Wilden. Von diesem Augenblick an setzt die sittliche und körperliche Entartung ein. Die Aussicht, für Dienstleistungen von dem Weißen abgetragene Kleider, Speisen, Tabak und vielleicht auch eiserne Messer und Beile zu erhalten, zieht den Wilden sofort in die Nachbarschaft jeder noch so kleinen Siedlung. Unter den neuen Einflüssen machen sich die jungen Leute frei von der Herrschaft der älteren Männer, die sonst allmächtig waren. Das feste moralische Band, dessen Stärke in den natürlichen Lebensverhältnissen der Eingeborenen wurzelte, reißt und an seine Stelle tritt kein anderes soziales Bindemittel. Mit Sorgen sehen die alten Männer, wie die jungen die alt-ehrwürdigen Sitten der Väter missachten, und sie sind nicht gewillt, solche unwürdige Nachfolger in die Gebräuche ihrer Vorfahren einzuwöhnen. Durch Laster, Krankheiten und die wachsende Schwierigkeit, sich die Wildnahrung zu verschaffen, die von den Ansiedlern ausgerottet und vertrieben wird, nimmt die Zahl der Eingeborenen unaufhaltsam ab. Unter gewöhnlichen Umständen sind die Eingeborenen fast völlig nackt. Obwohl zu gewissen Zeiten die Temperatur infolge der Ausstrahlung unter dem vollständig klaren Himmel nachts unter den Gefrierpunkt sinkt, ist dem Wilden doch nie der Gedanke gekommen, sich durch irgend eine Art Kleidung gegen die Kälte zu schützen. Um so erpicht ist er aber darauf, Decken oder alte Kleidungsstücke von dem weißen Mann zu bekommen, die dann mit Stolz als Schmuck getragen werden. Eine Eingeborene, die nichts weiter an hat als einen alten Strohhut auf dem Kopfe und abgetragene Schuhe an den Füßen, ist vollkommen selig. Schenkt aber der Weiße in abgelegenen Gegenden aus Mitleid dem Eingeborenen Kleidung, so fördert er damit die Lebensdauer der Wilden wahrlich nicht. Gibt man einem Schwarzen, sagen wir ein wollenes Hemd, so wird dieser es vielleicht einen oder zwei Tage tragen, hierauf wird sich sein Weib damit schmücken, und schließlich geht es im Umtausch gegen irgend ein Stück Nahrung in den Besitz eines Freundes über. In der Folge beginnen unter den Wilden, kaum daß sie mit den Weißen in Berührung gekommen sind, Schwindsucht und andere Krankheiten zu wüten. Werden dann die Reste des Stammes in irgend einer Missionsstation gesammelt, unter Verhältnissen, die den natürlichen Lebensbedingungen der Wilden gänzlich fremd sind, so ist hier kein Platz mehr für die Sitten, die einst das Leben des Stammes regelten. Alles, was man hier tun kann, ist, dem unaufhaltsamen Prozeß des Aussterbens möglichst seine Härten zu nehmen. Glücklicherweise ist das Innere des australischen Kontinents nur schwer zugänglich, sein Klima ist zu trocken, die Wasserversorgung zu kärglich und zu unzuverlässig, um bis jetzt eine rasche Ausbreitung der Siedlungen der Weißen zu ermöglichen. Daher können hier die Eingeborenen noch in vielen Gegenden ungestört über das Land schweifen, das der Zivilisierte nicht zu besiedeln wagt, und so sieht man hier noch auf Stämme, die fest am Glauben und an den Überlieferungen ihrer Vorfahren hängen.

Der Stamm betrachtet sich als den Besitzer der Gegend, in der er lebt, und er besteht aus einer großen Anzahl örtlich zerstreuter Gruppen. Jede dieser Gruppen nimmt ein bestimmtes Gebiet ein, als dessen Eigentümerin sie gilt und dessen Grenzen den Eingeborenen wohl bekannt sind. Sie bezeichnen diese Gruppen mit

dem Namen der Örtlichkeit, die jede bewohnt. Die Gruppe setzt sich im allgemeinen, aber nicht ausschließlich, aus Einzelpersonen zusammen, die sich selbst meist mit dem Namen eines Tieres oder einer Pflanze benennen; aber auch Wind, Sonne, Wasser oder Wolke dienen als solche Gruppennamen. So gehört zum Beispiel beim Arunta Stamm ein Gebiet einer Gruppe von Eingeborenen, die sich selbst Känguruh-Leute heißen, ein anderes gehört den Emuleuten und wieder ein anderes den Haleablumen-Leuten. Fast alle Tiere und Pflanzen, die sich in dieser Gegend finden, sind durch ihren Namen unter den menschlichen Bewohnern vertreten. Die Größe der Gebiete der Gruppen schwankt beträchtlich. Die Gruppe der Abnirringita-Leute* des Alice Springs-Distriktes besteht heutzutage aus 40 Personen — Männer, Weiber und Kinder — und diese gelten als Eigentümer von gegen 250 Quadratkilometer Landes. Hingegen ist zur jetzigen Zeit eine besondere Gruppe der „Pflaumenbaum“-Leute nur noch durch einen Mann vertreten, und dieser ist der Besitzer einiger weniger Quadratkilometer. Gruppen mit derselben Bezeichnung werden in vielen Gegenden des Stammesgebietes gefunden; so gibt es zum Beispiel verschiedene örtliche Gruppen der Känguruh-Leute.

Jede Gruppe, so klein an Zahl sie auch sein mag, hat ihren Häuptling oder, wie er in den nördlichen Teilen des Arunta Stammes heißt, ihren Matunja. Innerhalb der engen Grenzen seiner Gruppe hat der Matunja die Führerschaft; außerhalb der Gruppe übt er aber gewöhnlich keine Macht aus. Allerdings genießen einige Häuptlinge allgemeines Ansehen auch bei anderen Gruppen. Sie verdanken dies dem Umstand, daß sie entweder einer an Zahl bedeutenden Gruppe vorstehen oder durch ihre Geschicklichkeit in Jagd und Kampf oder durch ihre große Kenntnis der alten Überlieferungen und Gebräuche des Stammes berühmt sind. Aber einen Häuptling des ganzen Stammes gibt es nicht. Die Herrschaft, die der Häuptling ausübt, ist etwas unbestimmter Natur. Er besitzt keine bestimmte Macht über die Mitglieder seiner Gruppe. Er ruft die älteren Männer zusammen, wenn diese über wichtige Angelegenheiten beraten sollen, wie die Abhaltung einer heiligen Zeremonie oder die Bestrafung von Personen, die die Stammesitten gebrochen haben. Wieviel Gewicht die Meinung des Häuptlings bei diesen Beratungen hat, ist von seinem Rufe abhängig. Keineswegs gilt er notwendigerweise als das bedeutendste Mitglied des Rats, dessen Urteil befolgt werden müßte; immerhin kann er jedoch, wenn er alt ist und sich auszeichnet, großen Einfluß ausüben. Das wichtigste Amt des Matunjas ist, über das zu wachen, was wir das heilige Schahhaus nennen können. Es ist dies gewöhnlich eine Spalte in einer Felsenkette, oder auch ein besonderes Loch im Boden, darin, dem Anblick verborgen, die Heiligtümer der Gruppe aufbewahrt werden. In der Nähe dieses Schahhauses — Ertnatulunga — darf sich bei Todesstrafe kein Weib, Kind oder nichteingeweihter Mann blicken lassen.

Zu gewissen Zeiten, die der Häuptling bestimmt, vollziehen die Mitglieder einer Gruppe eine besondere Weihehandlung, die Intichiuma heißt. Ihr Zweck ist, den Vorrat und den Nachwuchs der Pflanze oder des Tieres zu sichern, dessen Namen die Gruppe trägt. Bei der Ausübung dieser Zeremonie hat der Matunja die Führung. Während er aber die Weihehandlung leitet, hat er streng die Gebräuche seiner Vorfahren zu befolgen. Wie es bei den meisten wilden Völkern der Fall ist, so ist auch der Australier an Händen und Füßen durch das Herkommen gefesselt. Er hat genau zu tun, was schon sein Vater vor ihm tat. Wenn bei einer Zeremonie seine Vorfahren einen weißen Strich auf der Stirne trugen, so muß auch er einen weißen Strich über die Stirne malen. Jeder Bruch einer Überlieferung hat innerhalb gewisser Grenzen sichere und häufig strenge Bestrafung zur Folge. So starr konservativ der Wilde auf der einen Seite ist, so sind doch Änderungen von Sitten nicht ausgeschlossen. Wenn die Mitglieder des Stammes bei gewissen Feiern für lange Zeit versammelt sind und die älteren Männer bei den Lagerfeuern Tag um Tag und Nacht um Nacht Stammesangelegenheiten erörtern, so haben Änderungen der Gebräuche Aussicht, durch Verabredung eingeführt zu werden.

Der Häuptling wird nicht gewählt auf Grund besonderer Fähigkeiten, sondern seine Stellung ist bei den Aruntas und benachbarten Stämmen in der männlichen Linie erblich. Neben dem Matunja kommen noch zwei Klassen von Leuten in Betracht, die Bedeutung besitzen. Das sind einmal die sogenannten „Medizinmänner“ und dann Männer, von denen man annimmt, daß sie in besonderer Verbindung mit den Truntarinia oder den Geistern des Stammes stehen. Natürlich werden verschiedene Grade der Geschicklichkeit unter den Personen dieser beiden Klassen anerkannt, genau so, wie wir Unterschiede bei unseren Ärzten auf Grund ihrer Fähigkeiten machen.

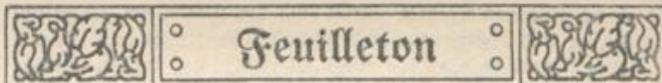
Die Mutter als Erzieherin.

Vom Stilligen. Den meisten Kleinen eignet eine quecksilberartige Beweglichkeit. Sie verstehen sich nicht aufs Stilligen oder Stillhalten, beweisen damit aber nur, daß Leben und Geist in ihnen steckt, und daß ihre natürliche Regsamkeit noch frei, ungebunden ist. Es ist ihnen nicht möglich, untätig dazusitzen oder es zu unterlassen, Ausdruck dem zu geben, was in ihnen lebt. Der Große vermag schweigsam und in äußerer Ruhe zu verharren, während er sich innerlich mit einer Sache beschäftigt. Er kann denken, ohne seinen Körper in Bewegung zu setzen.

Kindern ist dies nicht ohne weiteres möglich. Bei ihnen sind Denken, Handeln, Neben fest verknüpft. Man verkennt sie in dieser Hinsicht. Statt sich über die Äußerungen ihres geistigen Lebens zu freuen, schilt und tadelt man sie. Was aufzumuntern und zu fördern wäre, wird unterdrückt. Bloß geistesstote Kinder sind Meister in bedingungslosem Ruhigsein. Jenes Regen und Bewegen ist übrigens auch der Ausfluß der Vertrauensseligkeit und des Bedürfnisses, sich mitzuteilen. Die Kleinen halten es noch für selbstverständlich, daß das, was sie erfüllen, anderen Menschen gleichfalls Teilnahme einflößt. Später verfliegt ihnen dieser holde Wahn.

Unter gewissen Bedingungen verhalten sich auch geistesfrische Kinder ruhig. Dies ist der Fall, wenn sie durch eine sie völlig ausfüllende Sache in Anspruch genommen werden. Es kann dabei eine Beschäftigung im handgreiflichen Sinne des Wortes oder auch ein Hinausschauen aus dem Fenster, ein Betrachten verschiedener Vorgänge usw. in Frage kommen. Was man den Kleinen so sehr verargt, ist nicht eigentlich die Unruhe selbst, sondern vielmehr die häufig für die Großen damit verbundene Unbequemlichkeit. Will man die Kinder zum Stillsein bringen — mancherlei Verhältnisse können dies erheischen, zumal in der Arbeiterfamilie mit ihrer engen Wohnung und der Inanspruchnahme der Mutter durch Arbeit und Sorge —, so gebe man ihnen in einer Weise zu tun, die ihre geistigen Interessen ausfüllt.

e. j.



Aus Charles de Costers „Till Alenspiegel“.*

Die Blätter auf den Bäumen vergilbten, und der Herbstwind begann zu wehen. Katheline war zuzeiten eine oder drei Stunden bei Sinnen. Und Klas sagte dann, daß der Geist Gottes in seinem milden Erbarmen in sie führe. In solchen Augenblicken hatte sie die Macht, durch Gebärden und Worte einen Zauber auf Nele zu werfen, also daß sie mehr denn hundert Meilen weit Dinge erblickte, die auf Plätzen und Gassen und in den Häusern geschahen.

An jenem Tage nun, da Katheline bei gutem Verstand war und Olluchen, mit Doppelbier angefeuchtet, in Gemeinschaft mit Klas, Soetkin und Nele verzehrte, sprach Klas:

„Heute ist der Tag der Abdankung Seiner Heiligen Majestät Kaiser Karls V. Nele, mein Schätzlein, vermöchtest du wohl bis nach Brüssel in Brabant zu sehen?“

„Ich vermöchte es, wenn Katheline will,“ versetzte Nele.

Alsogleich hieß Katheline das Mägdelein auf eine Bank niederzusetzen, und durch ihre Worte und Gebärden, die wie ein Zauber wirkten, sank Nele in seinen Schlummer.

Katheline sprach zu ihr:

„Tritt in das kleine Haus des Lustgartens, wo Kaiser Karl V. zu verweilen liebt.“

„Ich bin,“ sprach Nele mit leiser Stimme und als ob sie ersticke, „ich bin in einem kleinen Saal, der mit Olfarbe grün angemalt ist. Dort sitzt ein Mann, nahe bei 54 Jahren, fahllüßig und grau, der einen blonden Bart auf einem vorstehenden Kinn trägt. Der Blick seiner grauen Augen ist böse, voll Arglist, Grausamkeit und verstellter Gutmütigkeit. Und diesen Mann nennt man Heilige Majestät. Er ist verschleimt und hustet viel. Bei ihm steht ein anderer, der ist jung, mit häßlicher Frage wie ein wasserdöpfiger Affe. Ich sah ihn zu Antwerpen, es ist König Philipp. Seine Heilige Majestät tadelt ihn jaßt, daß er die Nacht sich herumgetrieben hat. Sicherlich, sagt er, um in einer Spelunke irgend eine Bettel aus dem verrufenen Stadtteil zu finden. Er sagt, daß seine Haare nach der Schenke riechen, und daß solches kein Vergnügen für einen König sei, der nur zu wählen braucht reizende Leiber mit Haut wie Atlas, in wohlriechenden Bädern erfrischt, und Hände sehr verliebter, vornehmer Damen. Das ist mehr wert als eine

* Die Larve eines Insektes.

* Berlegt bei Eugen Diederichs.

Saudirne, die kaum gewaschen aus den Armen eines verstorbenen Soldaten kommt. Da ist kein Weib, sagt er, ob Jungfrau, Ehefrau oder Wittib, die ihm widerstehen möchte unter den adligsten und schönsten, die ihre Liebchaften mit duftenden Kerzen und nicht mit dem fettigen Glimmen stinkender Unschlittlichter erhellten.

Der König erwidert Seiner Majestät, daß er ihm in allem gehorchen werde.

Dann hustet Seine Majestät und trinkt etliche Schluck Würzwein.

„Du wirst,“ sagt er, sich an Philipp wendend, „alsbald die Generalstaaten sehen, Prälaten, Edle und Bürger: Oranien den Schweigsamen, Egmont den Eitlen, Hoorn den Unbeliebten und Brederode den Leuen und alle die Ritter vom Guldernen Blies, zu dessen Großmeister ich dich ernennen werde. Du wirst da hundert finden, die dies Spielzeug tragen und sich männiglich die Nase abschneiden lassen, so sie diese an einer guldernen Kette als Zeichen höheren Adels auf der Brust tragen könnten.“

Dann sagt Seine Majestät in anderem Tone und höchst kläglich zu König Philipp:

„Du weißt, daß ich zu deinen Gunsten ab danken werde, mein Sohn, und der Welt ein großes Schauspiel geben und vor einer großen Menge reden, obwohl mit Schlucken und Husten, denn ich habe meiner Lebtag zuviel gegessen, mein Sohn. Du müßtest ein gar hartes Herz haben, wenn du nicht etliche Tränen vergößest, nachdem du mich angehört hast.“

„Ich werde weinen, Herr Vater,“ antwortet König Philipp.

Dann spricht Seine Heilige Majestät zu einem Diener mit Namen Dubois:

„Dubois,“ sagt er, „reiche mir ein Stück Madeirazucker: ich habe das Schlucken. Wenn es mich nur nicht überfällt, dieweil ich zu aller Welt spreche. Die Gans von gestern wird wohl nie verdaut werden. Ob ich wohl einen Humpen Wein von Orleans trinke? Nein, er ist zu herbe. Ob ich etliche Sardinen esse? Sie sind so ölig. Dubois, gib mir Wein aus der Romagna.“

Dubois gibt Seiner Heiligen Majestät, was er verlangt. Dann legt er ihm ein Kleid von karminrotem Sammet an, bedeckt ihn mit einem guldernen Mantel, gürtet ihm den Degen um, überreicht ihm Pepter und Reichsapfel und setzt ihm die Krone auf's Haupt.

Sodann verläßt Seine Heilige Majestät auf einem kleinen Maultier das Haus im Lustgarten; König Philipp und viele hohe Personen folgen ihm. So gelangen sie in ein großes Gebäude, das sie Palast nennen, und finden dort in einem Gemach einen Mann von hoher, hagerer Gestalt und reich gekleidet, den sie Oranien nennen.

Seine Heilige Majestät spricht zu diesem Manne und sagt:

„Gehe ich gut aus, Vetter Wilhelm?“

Aber der Mann antwortet nicht.

Seine Heilige Majestät sagt darauf, halb lachend, halb zornig: „Wirst du denn immer stumm sein, Vetter, selbst wenn es gilt, dem alten Gerümpel Wahrheiten zu sagen? Soll ich noch weiter regieren oder soll ich abdanken, Schweiger?“

„Heilige Majestät,“ sagt der hagere Mann, „wenn der Winter kommt, lassen die stärksten Eichen ihre Blätter fallen.“

Die dritte Stunde schlägt.

„Schweiger,“ sagt er, „leih' mir deine Schulter, daß ich mich darauf stütze.“

Und er tritt mit ihm und seinem Gefolge in einen großen Saal und setzt sich unter einen Thronhimmel auf eine Estrade, die mit Seide oder Teppichen überzogen ist. Da sind drei Sessel. Seine Majestät nimmt den in der Mitte ein, der reicher verziert ist als die anderen und hinter dem die Kaiserkrone emporragt. König Philipp setzt sich auf den zweiten, und der dritte ist für eine Frau, welche ohne Zweifel eine Königin ist. Zur Rechten und Linken sitzen auf teppichbelegten Bänken rotgekleidete Männer, so ein güldenes Lamm um den Hals tragen. Hinter ihnen stehen unterschiedliche Personen, ohne Zweifel Prinzen und große Herren. Gegenüber am Fuße der Estrade sitzen auf lahlen Bänken in Wolle gekleidete Männer. Ich höre sie sagen, daß sie so beschneiden sitzen und so schlicht gekleidet sind, weil sie allein alle Kosten tragen. Ein jeglicher hat sich erhoben, da Seine Heilige Majestät eingetreten ist, er aber hat sich sogleich gesetzt und gibt allen das Zeichen, ihm nachzuahmen.

Ein alter Mann spricht nun des langen und breiten über die Sicht. Dann reicht die Frau, so eine Königin scheint, Seiner Heiligen Majestät eine Pergamentrolle. Es sind Dinge darauf geschrieben, die Seine Heilige Majestät hustend und mit dumpfer, leiser Stimme verliest. Er spricht von sich selbst und sagt:

„Viel sind der Reisen, so ich in Hispanien, Italien, den Niederlanden, Engelland und Afrika gemacht, alles zur Ehre Gottes, zum Ruhme meiner Waffen und zum Wohle meiner Völker.“

Dann, nachdem er des langen und breiten geredet hat, sagt er, daß er hinsällig und müde sei und die Krone Spaniens, die Grafschaften, Herzogtümer und Markgrafschaften dieser Länder in die Hände seines Sohnes überantworten wolle.

Als dann weint er, und alle weinen mit ihm.

König Philipp erhebt sich nun und fällt auf die Knie:

„Heilige Majestät,“ sagt er, „wie ist es mir erlaubt, diese Krone aus Euren Händen zu empfangen, wenn Ihr noch so fähig seid, sie zu tragen.“

Dann sagt Seine Heilige Majestät ihm ins Ohr, er solle zu den Männern, so auf den mit Teppich belegten Bänken sitzen, wohlwollend reden. — König Philipp wendet sich zu ihnen und sagt in mütterlichem Tone, ohne sich zu erheben:

„Ich verstehe ziemlich gut französisch, aber nicht genug, um zu euch in dieser Sprache zu sprechen; ihr werdet hören, was der Bischof von Arras, Herr Granvella, euch in meinem Namen sagen wird.“

„Du sprichst schlecht, mein Sohn,“ sagt Seine Majestät.

Und wahrlich, die Versammlung murret, da sie den jungen König so stolz und so hoffärtig sieht. Die Frau Königin spricht auch, um ihn zu prüfen. Dann kommt ein alter Magister dran, der, da er fertig ist, von Seiner Heiligen Majestät als Zeichen des Dankes einen Wink mit der Hand empfängt. Nun sind die Zeremonien und Ansprachen zu Ende. Seine Majestät spricht seine Untertanen ihres Treuschwurs ledig, unterzeichnet die hierfür aufgesetzten Urkunden, und von seinem Throne sich erhebend, setzt er seinen Sohn darauf. Und jedermann im Saale weint. Dann gehen sie wiederum in das Haus im Lustgarten.

Da sie zum andermal im grünen Gemach sind, allein und bei verschlossenen Türen, lacht seine Majestät aus vollem Halse und spricht zu König Philipp, der nicht lacht, also:

„Sahst du, wie wenig vorndien ist, um diese guten Kerle zu rühren?“ spricht er, indem er zugleich redet, schluckt und lacht. „Welche Flut von Tränen! Und dieser dicke Mias, der wie ein Kalb weinte, da er seine lange Salbaderei endete. Du selbst schienst bewegt, aber nicht genug. Das sind die wahren Schauspiele, die das Volk haben muß. Mein Sohn, wir Männer schätzen unsere Liebsten um so höher, je mehr sie uns kosten. So auch bei den Völkern. Je mehr wir sie zahlen lassen, um so mehr lieben sie uns. Ich habe die reformierte Religion in Deutschland geduldet und in den Niederlanden hart gestraft. Wären die deutschen Fürsten katholisch gewesen, so wäre ich lutherisch geworden und hätte ihre Festtürme eingezogen. Sie glauben an die Medlichkeit meines Eifers für den katholischen Glauben und beklagen, daß ich sie verlassse. In den Niederlanden sind auf mein Geheiß um der Kezerei willen fünfzigtausend ihrer tapfersten Männer und ihrer hübschesten Mädchen umgelommen. Ich gehe und sie jammern. Ungeachtet der Gütereinziehungen hab' ich sie mehr Steuern zahlen lassen als Indien und Peru: sie sind betrübt, mich zu verlieren. Ich habe den Frieden von Cadzant gebrochen, Gent bezwungen, alles unterdrückt, was mich hindern konnte; Gerechtfame, Freiheiten, Privilegien, alles ist der Befätigung der Beamten des Fürsten unterworfen. Diese Biedermänner glauben sich noch frei, weil ich ihnen erlaube, mit der Armbrust zu schießen und ihre Junstfahnen bei Umzügen zu tragen. Sie fühlen die Hand des Herrn. Sie sind im Käfig und befinden sich wohl darin, singen und weinen um mich. Mein Sohn, sei gegen sie, wie ich es war, gütig in Worten, rauh in Taten; lecke, wenn du nicht beißen mußt. Schwöre, schwöre immer auf ihre Gerechtfame, Freiheiten und Privilegien; aber so sie eine Gefahr für dich werden können, vernichte sie. Sie sind von Eisen, wenn man sie mit furchtbarer Hand berührt, von Glas, wenn man sie mit starkem Arme zerbricht. Schlage die Kezerei zu Boden, nicht weil sie von der römischen Religion abweicht, sondern weil sie in den Niederlanden unsere Macht zerstören würde. Die, so den Papst angreifen, welcher drei Kronen trägt, haben den Fürsten, die nur eine haben, bald den Garaus gemacht. Mache gleich mir die Gewissensfreiheit zum Majestätsverbrechen mit Gütereinziehung, so wirst du erben, wie ich mein Leben lang getan habe. Und wenn du gehst, um abzudanken oder zu sterben, werden sie sagen: Ach, der gute Fürst! Und sie werden weinen.“

„Und ich höre nichts mehr,“ sprach Mele weiter, „denn Seine Heilige Majestät hat sich auf ein Bett gelegt und schläft, und König Philipp, stolz und hoffärtig, blickt ihn ohne Liebe an.“

Da sie solches gesagt hatte, ward Mele von Katheline erweckt. Und Klaus sah in Gedanken, wie die Herdflamme den Rauchfang erhellte.